

Pater Girards Erinnerungen an seine Studienzeit

Autor(en): **Bielmann, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **37 (1950)**

Heft 4

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-527284>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

angriffe. In der Zentralbibliothek Zürich befindet sich unter den Handschriften Pestalozzis ein Entwurf zu einer Auseinandersetzung mit dem Bericht an die Tagsatzung (Ms. Pestal 429). Daraus geht deutlich hervor, daß Pestalozzi über das Schlußergebnis sehr enttäuscht war; denn wenn die Herren Kommissare seine Anstalt in bezug auf die Volksschule als fehlgeschlagenen Versuch betrachten, haben sie ihn an der empfindlichsten Stelle getroffen. Pestalozzi versagte tatsächlich in der Praxis. Er selbst äußerte sich zum Resultat wie folgt:

»Sie scheinen zu winken, daß nur die Ideen, die meinem Tun ursprünglich zu Grunde liegen, als benutzbar angesehen werden können. Aber sie zeigen nicht einmal wie...« Um dieses Wie hat sich P. Girard in der Folge bemüht. Er verwertete die gemachten Beobachtungen, und Pestalozzi,

der einige Jahre später, 1818, P. Girards Schule besuchte, war großzügig genug, Girards Erfolg mit den begeisterten Worten anzuerkennen: »Der Mönch macht Dreck zu Gold.«

Abschließend können wir also sagen, daß Pestalozzi der Bahnbrecher, der Theoretiker, der unermüdlich Suchende war, P. Girard hingegen der Praktiker, der Mann der Zeit. So stehen sie beide vor uns, der eine heute noch weltberühmt, der andere vielfach vergessen. Der Theoretiker wird für die Nachwelt immer von größerem Interesse sein als der Praktiker, wenn der Erfolg in der Zeit auch beim letzteren liegt. Beide sind jedoch für die Kulturentwicklung im selben Maße notwendig.

(In erweiterter Form erschienen in »Schweizer Rundschau«, 46, 1946, I, S. 31—42.)

PATER GIRARDS ERINNERUNGEN AN SEINE STUDIENZEIT

Von Dr. J. Biemann

Als Pater Girard auf sein reiches Leben zurückschaute und sich anschickte, »einige Erinnerungen und Gedanken« * aufzuzeichnen, ging es ihm nicht zuletzt darum, zu zeigen, wie er das geworden war, was er war. Darum schildert er so liebevoll seine Kindheit im Kreise der Geschwister und unter der lächelnden Obhut der von ihm vergötterten Mutter. Schon hier und noch eindringlicher bei seinen Schul- und Studienjahren hören wir den geborenen Erzieher und Schulmann seine eigene Ausbildung und deren Meister einer eingehenden Prüfung unterziehen. Offensichtlich hat er selbst aus den Fehlern seiner Lehrer gelernt. Es ist reizvoll, ihn auf seinem Bildungsgang zu begleiten, denn er ist ein kluger Beobachter und versteht zu plaudern.

* P. Grégoire Girard, *Quelques souvenirs de ma vie avec des réflexions*. Hrsg. Freiburger Erziehungsverein. Freiburg 1948.

Den ersten Unterricht erhielt der Knabe von Hauslehrern. Das waren wohl meistens junge Leute vom Lande, die am städtischen Kollegium studierten und im Hause des Kaufmanns Girard neben der Kathedrale Wohnung und Kost verdienten, indem sie den Kindern Unterricht erteilten. Der Pater hat von diesen ersten Begegnungen mit der Weisheit kein gutes Andenken bewahrt. Es war ein rein mechanisches, verstandesmäßiges Lernen, an welchem der lebhaft Knabe kein Interesse finden konnte, weil es sich gar nicht an die Kräfte wandte, die in jenem Alter wach sind. Geschickter als die armen Lehrer waren Köchin und Zimmermädchen, denn sie verstanden es wenigstens, dem neugierigen Jungen kurzweilige Geschichten zu erzählen!

Doch die oberste, über alle Kritik erhabene Instanz war die Mutter. Sie berich-

tigte Inhalt und Form des Unterrichts unfehlbar, kraft ihres gesunden fraulichen und mütterlichen Empfindens. Wenn der Hauslehrer in engherziger Auslegung des Katechismus alle Andersgläubigen der Verdammnis überantwortete, erklärte sie kurz und bündig: »Der Lehrer ist ein Esel; der Herrgott verdammt keine braven Leute.« Dieser Satz wurde die Grundlage zu des Paters Duldsamkeit, einer damals nicht allzu landläufigen Tugend. Auch für den Gedanken vom wechselseitigen Unterricht gab ihm schon die Mutter ein Beispiel; denn in Abwesenheit des Lehrers mußte der Kleine bei den jüngeren Geschwistern dessen Stelle vertreten. Jean Pauls Schulmeisterlein Maria Wuz kommt einem in den Sinn, der »unter seines Vaters Aufsicht schon in der Woche das ABC dozierte, in der er das Buchstabieren erlernte, das nichts taugt«. Für Pater Girard erwuchs aus dieser Beschäftigung die Liebe zur Jugend, die seinem Leben das schönste Ziel geben sollte.

Der häusliche Unterricht dauerte bis zum Herbst 1775 und umfaßte neben den Fächern der Primarschule auch die Anfangsgründe der lateinischen Sprache. Zehnjährig kam Girard dann ans Kollegium. »Die neuen Studien hatten für mich nur den Reiz der Neuheit, denn im Grunde waren sie ebenso trocken und stofflich wie die vorhergehenden. Sie beschränkten sich größtenteils auf den Mechanismus der lateinischen Sprache. Der Inhalt hatte nichts Lehrreiches und Anziehendes.« So urteilt er über die ersten zwei Jahre. Sein Lehrer, ein ehemaliger Jesuit (als die Gesellschaft Jesu 1773 aufgehoben wurde, blieben am Kollegium die früheren Ordensmitglieder als Lehrer tätig), gewann zuerst seine leidenschaftliche Zuneigung; diese wandelte sich aber bald in ihr ebenso heftiges Gegenteil. So machte der Knabe die schmerzliche Erfahrung einer ungerechten und lieblosen Schule. Der Greis knüpft

hieran die Mahnung für die Lehrer, durch Gerechtigkeit und Wohlwollen die Herzen ihrer Schüler zu gewinnen: »Aus Anhänglichkeit zu euch werden sie ihren Fleiß verdoppeln. Um euch zu gefallen, werden sie tun, was sie sonst nie getan hätten. Alles Große und Schöne im Himmel und auf Erden ist das Werk der Liebe; ohne die Liebe wird nichts Gutes vollbracht.«

Durch den Unverstand jenes Lehrers verlor Girard ein Schuljahr; denn um ihm zu entrinnen und um das Versäumte nachzuholen, wiederholte der Knabe die zweite Klasse mit einem andern Lehrer. Er begann am Studium Geschmack zu finden, sobald dieses nicht mehr ausschließlich Lernstoff war, sondern den Schüler veranlaßte, aus sich selbst etwas beizutragen: »Die stoffliche Arbeit war immer mein Tod. Zuerst wollte ich verstehen, sodann erfinden und meinem Werk eine Form nach meinem Geschmack geben.« Dieser schöpferische Eigenwille, der sich schon in den frühen Spielen des Knaben offenbart hatte, führte jetzt zu den ersten schriftstellerischen Versuchen Girards, zu gereimten Fabeln.

Lehrplan und Methode am Kollegium waren nach P. Girards Urteil veraltet. Die ehemaligen Jesuiten, die noch unterrichteten, wünschten zwar Verbesserungen, und einer von ihnen, Chorberr Fontaine, stellte einen Plan dazu auf. Aber die Kräfte des Beharrens waren größer, und der Karren war nicht aus seinem Geleise zu bringen. Die meiste Zeit war dem Latein gewidmet. Man übersetzte aber nur aus dem Französischen ins Lateinische und las sozusagen keine lateinischen Texte; erst als Novize in Luzern lernte Girard lateinische Schriftsteller kennen und war nicht wenig erstaunt, deren Sprache überhaupt nicht zu verstehen. In Freiburg hatte er nur eine Art Küchenlatein gelernt: man sprach und schrieb eigentlich französisch, nur mit lateinischen Wörtern, und hatte vom Geist

der alten Sprache keine Ahnung. Mit dem Griechischen und den Realfächern stand es nicht besser. Die Muttersprache wurde so wenig gepflegt, daß die Schüler der sechsten Klasse nicht imstande waren, einen gewöhnlichen Brief leidlich zu schreiben. Alles war ausschließlich Gedächtnisarbeit: »Man wollte ein sklavisches Gedächtnis und sonst nichts.« Aus solch vernichtender Kritik grollt der Zorn des sonst so gütigen Paters gegen die engstirnigen Gewohnheitsmenschen, für welche alles Neue nur gottlos und verderblich sein kann, und unter deren unduldsamer Beschränktheit er selbst gelitten hat.

Im Herbst 1781 trat Girard in Luzern ins Noviziat. Nebenbei lernte er nun wirklich lateinisch. Er erhielt vom Novizenmeister auch die ersten Musikstunden, und er erzählt mit leiser Selbstironie von seinen Bemühungen, das Geigenspiel zu erlernen. Derselbe Lehrer, »ein kluger, sanfter und menschlicher Mann«, kam auch einer andern Neigung aus seiner Kinderzeit entgegen, indem er ihn lehrte, von Medaillen und Reliefs Abdrucke herzustellen.

Nach dem einjährigen Noviziat durchlief der junge Franziskusjünger in Offenburg und in Ueberlingen die zwei letzten Klassen des Kollegiums, Philosophie und Physik. Erstere vermittelte ihm die Erkenntnistheorie des Sensualismus nach Locke und die Ethik der Aufklärung. Was er daraus für sein ganzes Leben gewann, das war die von Joh. Christian Wolff eingeführte beweisende Methode: »Das brachte Ordnung ins Denken, Sicherheit in den Geist und den Zwang, sich über alles Rechenschaft zu geben.« Die Physik befriedigte ihn nicht, weil sie die studierten Erscheinungen nicht mit der gesamten Natur in Zusammenhang brachte. Dagegen fesselte ihn die Mathematik, sobald er deren Anwendung in Physik und Sternkunde sah. Es ist derselbe Kopf, den schon das erste

Rechnen langweilte, weil man es ihm abstrakt und ohne Anwendung beibrachte.

Daß es auch Dinge gibt, die man ohne verstandesmäßigen Beweis annehmen muß, wenn man nicht ein Freigeist werden will, das erfuhr P. Girard als Student der Theologie in Würzburg, wo ihm erst nach schwerer Krise das Verhältnis von Glauben und Wissen aufging. Der Pädagoge kann nicht umhin, auch hier die Studienordnung anzuklagen, weil sie den Jüngling unvorbereitet und urplötzlich aus dem Bereich des rationalen Verstehens und Beweisens in dasjenige der Geheimnisse und Offenbarungen geworfen habe. Man hätte, sagt er, dem jungen Philosophen zuerst die Ursprünge seines vermeintlich so voraussetzungslosen Philosophierens aufzeigen sollen. Dem höheren Unterricht fehle Einheit und Zusammenhang. Wegen der Trennung von Philosophie und Theologie liefen selbständig denkende Köpfe Gefahr, den Glauben zu verlieren.

In den vier Würzburger Jahren empfing P. Girards Geist die entscheidenden und unauslöschlichsten Eindrücke. Kloster und Universität gaben ihm die theologische Ausrüstung, das Bistum bot ihm das Muster einer fortschrittlichen Organisation, und das betriebsame Leben der alten Reichsstadt erweiterte seinen Gesichtskreis und seine Denkweise dermaßen, daß er sich nachher in seiner kleinen Heimatstadt vor kam wie eine fremdländische Pflanze. »Das Unterrichtswesen hatte keinen Fortschritt gemacht. Die Primarschulen waren arm und verödet wie ehemals. Das Kollegium folgte getreulich dem alten Schlendrian, und es kam mir sogar vor, als wäre es noch gesunken.« Welch trübes Bild! Und wie anders war es im Kollegium zu Ueberlingen, wohin er nun als Lehrer kam!

Der lange Aufenthalt im deutschen Sprachgebiet machte P. Girard mit unserer Sprache so vertraut, daß er sie wie eine zweite Muttersprache beherrschte. Auf sei-

ner Heimreise im Herbst 1788 lernte er das Theater in Mannheim kennen, wobei ihm offenbar wurde, daß dies keine so verderbliche Einrichtung war, wie manche voreingenommene Zeitgenossen wahrhaben wollten. Leider erwähnt er weder hier noch sonstwo in den Erinnerungen ein Werk aus der deutschen Literatur, das ihn berührt hätte.

Ueberdeutlich wird dagegen der Einfluß der deutschen Philosophie. P. Girard wurde später selbst Lehrer dieses Faches und hielt sich darin fleißig auf dem laufenden. Die philosophische Schulung ergab eine solide Grundlage für seine pädagogi-

schen Arbeiten. Damit aber befinden wir uns auf einer viel späteren Wegstrecke: aus dem Schüler ist ein Lehrer geworden. Doch unermüdlich und eifriger als je lernte er weiter, bescheiden und überzeugt, daß des Lernens keine Ende sein dürfe.

Aber er wurde kein Stubengelehrter. Davor bewahrte ihn seine alte, vielleicht erste Leidenschaft, alles Wissen nur im Zusammenhang mit dem Leben zu schätzen, und jene Lehre seiner ersten Lehrerin, der Mutter: »Alles Große und Schöne im Himmel und auf Erden ist das Werk der Liebe, und ohne die Liebe wird nichts Gutes vollbracht.«

RELIGIONSUNTERRICHT

PATER GIRARD ALS KATECHET

Von P. Beat Steiner

A. Die Bildnerin des Katecheten

Pater Girards Erziehung zum Katecheten wuchs aus der Familie. Er hatte ausgezeichnete christliche Eltern, deren unermüdliches Bestreben dahin ging, schon früh die Vorstellungen und Gedanken des Kindes auf Gott hinzulenken. Besonders war es Girards Mutter, Maria Franziska von Landerset, die alle Eigenschaften einer vorzüglichen Erzieherin in sich vereinigte: die gesunde Kraft unverdorbener christlicher Tradition, den unerschöpflichen Reichtum großer Herzensgüte, das feinfühliges Sich-hineinleben in die Kinderseele und die nie versiegende Geduld. Dazu kam ihre hohe sittliche Auffassung von der Aufgabe einer Mutter. Das Kind bedeutete ihr ein Geschenk des Himmels, für dessen Erziehung sie sich vor Gott verantwortlich fühlte. In der Mutterwürde sah sie die Kraft und Fähigkeit, das Wahre und Gute in der Kinderseele zu entwickeln. Sie betrachtete diese Arbeit nicht als ein Sollen und Müssen, das mit den Pflichten einer Mutter ver-

bunden war, wohl aber als eine von Gott gestellte und anvertraute Aufgabe, die sie als Gottes Stellvertreterin am Kinde glücklich und bereitwillig auf sich nahm. »Niemand ist ihr in den Sinn gekommen, ihren Zögling nur darum sprechen zu lehren, damit er lerne, wie andere zu sprechen, und zwar richtig zu sprechen. Sie hatte lediglich die religiöse Belehrung des Kindes im Auge.« Frau Girard ging bei der religiösen Unterweisung des Kindes von der sinnlich-wahrnehmbaren Vorstellung desselben aus und von der allmählichen Entwicklung seines Verstandes. Sie wurde für das frage- und freudehungrige Kind zur katechetischen Erzählerin und Deuterin. Alles, was das Kind um sich herum erkannte, wofür es sich interessierte und woran es Gefallen zu finden schien, erklärte sie als Werke der Schöpfung, die Gott als ihren Urheber verherrlichten. Das Gebet war ihr dabei behilflich. »Unsere liebe Mutter betete viel mit uns.« Ihre Hauptsorge war, die Kinder in der Lehre der Gebote Gottes und der Kirche